



STEFAN HEYM, 1913 in Chemnitz geboren, floh vor der Nazidiktatur nach Amerika, verließ das Land in der McCarthy-Ära und lebte von 1952 an in der DDR. Seine Kritik an den dort herrschenden Verhältnissen machte ihn zur Symbolfigur. 1994 eröffnete er mit einem engagierten Plädoyer für Toleranz als Alterspräsident den Deutschen Bundestag. Heym starb 2001 während einer Vortragsreise in Israel.

Stefan Heym in der Presse:

»Heym war die bekannteste Unperson der DDR.«

BZ

»Ein leidenschaftlicher Erzähler.«

Neue Zürcher Zeitung

»Heym zählt zu den großen Autoren des 20. Jahrhunderts, der zwischen den Welten wanderte, der immer zwischen den Stühlen saß und der diesen unbequemen Platz als den ihm gemäßen letztlich schätzen gelernt hat.«

Westfälische Rundschau

»Stefan Heym ist neben Franz Führmann so etwas wie ein Maßstab für unsere vater- und vaterstandslose Generation geworden.«

Klaus Schlesinger

»Ein glänzender Beobachter und unbestechlicher Zeuge der Zeitgeschichte.«

Die Welt

»Heyms Lebensleistung: Er ist Zeuge des Jahrhunderts, der sich nie auf die Zuschauerrolle beschränkt hat.«

Hamburger Abendblatt

Außerdem von Stefan Heym lieferbar:

5 Tage im Juni

Ahasver

Nachruf

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de und Facebook.

Stefan Heym

Schwarzenberg

Roman



PENGUIN VERLAG

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt
der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN VERLAG

PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2019

Copyright © 1984 by Stefan Heym

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1984

by C. Bertelsmann Verlag,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlag: Hafen Werbeagentur, Hamburg

Umschlagmotiv: © ullstein bild – Hackenberg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10429-2

www.penguin-verlag.de

Zwo gewaltige Nationen ringen
um der Welt alleinigen Besitz,
aller Länder Freiheit zu verschlingen,
schwingen sie den Dreizack und den Blitz

...

Ach, umsonst auf allen Länderkarten
spähst du nach dem seligen Gebiet,
wo der Freiheit ewig grüner Garten,
wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Schiller
Der Antritt des
Neuen Jahrhunderts

Vorbemerkung

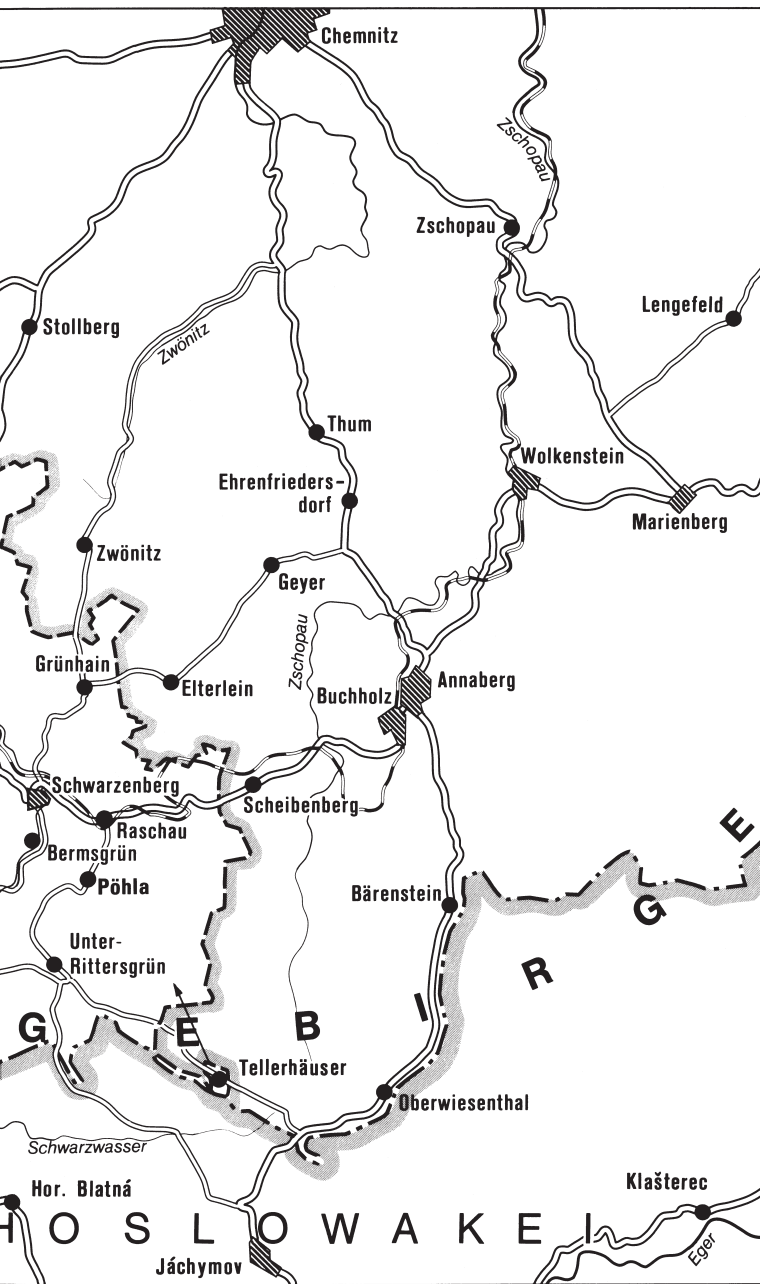
Der Ich-Erzähler, der in längeren Abschnitten dieses Buches zu Worte kommt, ist der Genosse Ernst Kadletz aus der Stadt Schwarzenberg, der seine Erinnerungen aus der Zeit der Republik und seine Gedanken dazu für mich auf Tonband sprach. Als ich, nach Beendigung der Arbeit, mit ihm eine etwaige zukünftige Verwendung der Aufnahmen erwog und die Rechte erwähnte, die sich daraus für ihn oder seine Erben ergeben könnten, blickte er mich zunächst verständnislos an; dann winkte er ärgerlich ab und sagte: »Geschenkt!«, und nach kurzer Pause: »Ich habe mir das alles jetzt von der Seele geredet, und ich will nichts mehr damit zu tun haben.«

Im übrigen hinterließ er, wie meine Nachfragen ergaben, keine Erben. Die Tonbänder wurden später abgeschrieben und die Abschriften bis zum Tod von Kadletz an sicherem Orte aufbewahrt. Erst danach machte ich mich daran, das Vorhandene zu sichten und zu ordnen, Überlappendes zu schneiden und die Redeweise, wo nötig, mit aller Behutsamkeit zu ändern.

In den anderen Kapiteln, in denen der sogenannte allwissende Erzähler die Fäden in der Hand hat, ist der Text mein eigener.

S. H.





1
*Aufzeichnung Kadletz:
Allgemeines*

Die Republik Schwarzenberg ist nicht mehr auffindbar. Selbst das Gebiet, das einst zu ihr gehörte, ist aufgeteilt worden. Fast scheint es, als hätten gewisse Personen ein Interesse daran gehabt, alles Gedenken an sie auszulöschen, so als wäre diese kleine Republik, geleitet von wohlmeinenden und ehrlichen Leuten, keiner von ihnen hat sich in jenen Hungertagen auch nur um eine Krume Brot bereichert, etwas Schlimmes gewesen, eine Art Krankheit, eine Pestbeule, die man ausbrennt. Sie ist, wie soll man sagen, ein Nicht-Ereignis geworden; kein Wort über sie wird laut im Schulunterricht; und versuchen Sie einmal, an die Archive heranzukommen, die, durch die Zeit damals bedingt, sowieso nur Dürftiges enthalten.

Ich kann mich auch täuschen, wenn ich hinter dieser Verdrängung eines Stücks Geschichte eine Absicht vermute, welche, das liegt in der Natur der Dinge, eine politische gewesen sein müßte. Vielleicht waren die Gründe für die bald nach ihrer Besetzung erfolgte administrative Umstrukturierung der Republik und die Unterschlagung sogar des Namens Schwarzenberg durch die Neubezeichnung ihres Territoriums als Landkreis Aue auch wirklich nur verwaltungstechnischer Art, und die spätere Aufspaltung selbst dieser Verwaltungseinheit in die nunmehr viel kleineren Kreise Aue, Johannegeorgenstadt, Schwarzenberg und Schneeberg mag einfach damit zu erklären sein, daß durch eine solche Neueinteilung anstelle eines einzigen Behördenapparates ihrer vier entstehen konnten, die nun das Vierfache an Funktionsstellen boten, mit zugehörigen Gehältern und Privilegien und zugehörigem Leerlauf. Im übrigen haben auch diese neugeschaffenen Behörden heute kaum irgendwelche Bedeutung, weil das ganze Gebiet dem Herrschaftsbereich der Wismut zugeschlagen wurde, die wie ein Staat im Staate ist, ein-

schließlich eigener Sicherheitsorgane, und sogar einen eigenen Parteibe-zirk bildet, und die, nach außenhin eine Aktiengesellschaft mit fünfzig Prozent ihrer Aktien in Sowjethand, von einem sowjetischen Generaldirektor geleitet wird.

Sie wissen ja, was hinter der Firmenbezeichnung Wismut sich verbirgt: Uran, Kernenergie, die Bombe. Wenn ich mir vorstelle, wie anders die Geschichte der Republik vielleicht verlaufen wäre, hätten die Amerikaner gewußt, was da unter schwarzenbergischem Boden lagerte! Dabei hätten sie es wissen können, denn waren die Bergleute, die in früheren Zeiten in dieser Gegend nach Silber und Zinn gruben, nicht immer wieder auf Pechblende gestoßen, und waren die radioaktiven Quellen im Umkreis nicht ein bedenkenswerter Hinweis? Aber wie der Sergeant Whistler, der unter Lieutenant Lambert bei der amerikanischen Militärregierung in dem unserer Republik benachbarten Städtchen Auerbach seinen Dienst versah, während eines kleinen Beutezugs durch Schwarzenberger Photogeschäfte beiläufig vernehmen ließ, läuft das militärische Denken zu-meist nur in einer Richtung, die noch dazu häufig die falsche ist. Heute beißen sich die Amerikaner in den Bauch, denn das Material für die erste Atombombe, die unsere sowjetischen Freunde zündeten, kam aus dem Territorium der Republik Schwarzenberg, und diese, im Besitz solcher Bodenschätze, hätte trotz ihres geringen Umfangs ein finanziell gesundes, wenn nicht gar wohlhabendes Staatswesen werden können, hätte man sie nicht eines Tages okku-piert und der Ostzone, wie sie damals hieß, einverleibt.

Zur Zeit ihres Endes gehörten zum Gebiet der Republik der ehe-malige Landkreis Schwarzenberg und die kreisfreie Stadt Aue; kreisfrei hieß, daß diese Stadt, wir sprechen von der Periode vor Mai 1945, verwaltungsmäßig nicht dem Landrat in Schwarzenberg un-terstand, sondern direkt der sächsischen Landesregierung in Dres-den und, politisch, dem Gauleiter Mutschmann.

Nun werden Sie fragen, wie die Republik Schwarzenberg über-haupt entstanden ist. Geplant war ihre Gründung nicht, soviel ist si-cher. Es konnte damals von irgendwelchem Planen auch gar nicht die Rede sein; die Menschen handelten in einer Art von Schock, und nur ganz wenige, wie etwa Max Wolfram oder Erhard Reinsiepe,

dachten über den nächsten Tag hinaus. Dazu kam, daß in diesem Teil des Landes noch völlig unklar war, wer kommen und das Dorf oder die Stadt besetzen würde, die Russen oder die Amerikaner; die Mehrzahl der Leute, das war sogar unter den Fremdarbeitern und erst recht bei den Flüchtlingen spürbar, hoffte, es möchten die Amerikaner sein, weil diese aus einem bekanntlich sehr reichen Lande kamen und daher größere Vorräte mit sich führen würden, an die sich eventuell herankommen ließe, während die Russen, ebenso arm wie unzivilisiert und ungezügelt, und dazu rachsüchtig, die geringen Werte, die einem geblieben waren, plündern, die Weiber vergewaltigen und Gott weiß was noch für Schandtaten begehen würden.

An die Möglichkeit, daß gar keine Besatzer einrücken könnten, dachte niemand.

Militärisches Zwischenspiel

Sergeant James McNeill Whistler, ein Nachkomme des bekannten amerikanischen Malers James Abbott McNeill Whistler, dessen Bild »Whistler's Mother« im Louvre zu finden ist, dient zur Zeit beim Stab einer US-Panzerdivision, wo man ihn, in der Annahme, Talent sei vererbbar, als Kartenzeichner verwendet, gelegentlich aber auch, und wiederum seines Namens wegen, als Begutachter von Gemälden und anderen Kunstwerken, welche die Offiziere der Division sowie rechts und links anschließender Einheiten im Kriegsgetümmel mitgehen ließen, ohne deren Wert oder Unwert genauer zu erkennen.

Der Stab liegt an diesem 3. Mai des Jahres 1945 in einem romantisch anmutenden thüringischen Dorf, während die Spitzen der Division auf breiter Front, und ohne ersichtliche Eile, sich in Richtung Zwickau vorarbeiten, des Geburtsortes des Komponisten Robert Schumann, um von da aus auf die größtenteils zerstörte Industriestadt Chemnitz vorzustoßen. Vor Chemnitz soll dann, wie man beim Stabe erfahren hat, die ganze Bewegung zum Halten kommen, denn der in der Nähe der Stadt verlaufende 13. Längengrad ist als die vorläufige Trennlinie zwischen den sowjetischen und amerikanischen Besatzungszonen vorgesehen.

Whistler betritt, lässig grüßend, die Bauernstube, in welcher Lieutenant Lambert an einem Holztisch sitzt und, während er aus einer angeschlagenen grünen Keramiktasse Kaffee trinkt, versonnen auf ein in seiner Brieftasche steckendes, schon etwas verblaßtes Photo eines Mädchens blickt. Lieutenant Leroy Lambert, Whistlers direkter Vorgesetzter, ist der Sohn eines aus Leipzig stammenden lutherischen Pastors im Staate Wisconsin; er hat Germanistik studiert, drei Semester davon in der Heimatstadt seines Vaters, wo er eine junge Jüdin namens Esther Bernhardt kennen und lieben lernte. Seiner Deutschkenntnisse wegen ist er bereits zu einer Abteilung der ameri-

kanischen Militärregierung abgestellt, hat aber seine Marschorder noch nicht erhalten und tut daher, wenn auch ohne großes Interesse, seinen Dienst im Divisionsstab weiter. Seit er, dicht hinter der kämpfenden Truppe, Deutschland wieder betreten hat, haben sich in seinem Wesen Änderungen vollzogen, über deren Ursachen und Auswirkungen er sich nicht ganz klar ist, die aber, ahnt er, mit einem Schuldgefühl gegenüber dem Mädchen auf dem Bilde, eben jener Esther, zu tun haben mögen. Whistler räuspert sich.

Lieutenant Lambert verstaub Brieftasche samt Photo in der Jacke seiner Uniform. »Probleme?« erkundigt er sich.

Whistler breitet, nachdem er die grüne Kaffeetasse beiseite geschoben hat, eine Karte auf dem Tisch aus. Auf dieser Karte, erkennt Lambert, hat Whistler mit blauem Farbstift eine punktierte Linie eingetragen, die westlich an Chemnitz vorbeiführt und unmittelbar nördlich der kreisfreien Stadt Aue abbricht. »Die oben«, bemerkt Whistler, »haben schon wieder Mist gebaut.«

»Inwiefern?« sagt Lambert, im Kopf noch immer die Frage, wie man in diesem wirren Deutschland oder auch weiter östlich ein lange schon verschollenes Mädchen auffinden könnte: am besten wahrscheinlich über die Militärregierung, bei der er ja arbeiten wird.

»Wie soll es von hier aus weitergehen?« sagt Whistler, auf die Stadt Aueweisend.

»Das wird Ihnen doch wohl mitgeteilt worden sein!« erwidert Lambert und versucht, sich auf die Eintragungen auf der Karte zu konzentrieren.

Whistler legt seinem Lieutenant eine auf schlechtem Papier vervielfältigte Direktive vor. »Da steht: an der Grenze des Landkreises Schwarzenberg entlang«, sagt er.

Lambert starrt auf die Karte.

Sergeant Whistler beugt sich über den Tisch. Mit seinem bläulich beschmierten Zeigefinger verfolgt er den Umriss des Landkreises Schwarzenberg, der einem etwa gleichschenkligen Dreieck ähnelt, mit dem Erzgebirgskamm bei Johannegeorgenstadt als Basis. Dann spreizt er Daumen und Mittelfinger, so daß deren Spitzen jeweils auf einem der Schenkel zu ruhen kommen. »An der Grenze entlang«, sagt er. »Aber an welcher Grenze? Der östlichen oder der westlichen?«

Lieutenant Lambert beginnt zu erkennen, in welcher mißliche Lage er durch die unklare Direktive seiner vorgesetzten Stelle geraten ist, und er verflucht den umständlichen Dienstweg, auf dem seine Marschorder zur Militärregierung stecken geblieben sein muß. Er hat Visionen von Vorausabteilungen, russischen und amerikanischen, die sich in dem gebirgigen Gelände zwischen Aue, Schwarzenberg und Johannegeorgenstadt ineinander verstricken werden, wenn er Whistler die blaue Linie entlang der östlichen Grenze dieses verdammten Landkreises weiterführen läßt und die Sowjets zugleich mit den Panzern seiner Division dort einrücken. Wählt er aber die westliche Grenzlinie, und der Teufel will's, daß die Russen ihrerseits an der östlichen stehen bleiben, so kann es passieren, daß sich in diesen Bergen ein Widerstandsnest bildet, ein Drittes Kleinstreich sozusagen, das, einstweilen von keiner Seite bedroht, zum Asyl für allerhand hartnäckige Nazis und zum Ausgangspunkt ihrer unschönen Aktionen werden würde.

»Was meinen Sie denn, Whistler?« sagt er. »Wie würden Sie verfahren?«

»Ich«, sagt Whistler, »bin nur ein kleiner Sergeant.«

Lambert nimmt seine Brille ab und massiert die Druckstellen auf seinem Nasensattel. Man könnte versuchen, überlegt er, mit dem Korps in Verbindung zu kommen und Major Pembroke zu fragen, was der und seine Leute sich gedacht haben bei ihrer Direktive, und wenn sich, was er stark vermutet, herausstellt, daß sie dort gar nicht auf den Gedanken gekommen sind, daß jedes geschlossene Gebiet, mag es auch noch so klein sein, von Natur aus nach mehreren Himmelsrichtungen hin begrenzt ist, so ließe sich anregen, daß sie vielleicht erkunden könnten, wo die Russen haltzumachen gedenken.

Major Pembrokes Abteilung beim Stab des der Division übergeordneten Korps ist an diesem Morgen nur bedingt aktionsfähig, da die Herren in der vorhergehenden Nacht größere Mengen erbeuteten Champagners, gemischt mit Kognak, vertilgt haben. Major Pembroke, von seiner Ordonnanz aus dem Bett geholt, hängt triefäugig am Telephon und bemüht sich, seine Gedanken zu ordnen, während Lieutenant Lamberts Worte bald stärker, bald schwächer an sein Ohr dringen.

»Schwarzen – was?« ruft er in den Apparat. »Schwarzenberg? Wo liegt denn das? Und was, sagen Sie, ist dort?«

Lambert, am anderen Ende der notdürftig hergestellten Verbindung, versucht zu erklären: Ostgrenze, Westgrenze, die Russen.

Pembroke versteht nicht. »Wieso die Russen? Was haben Sie mit den Russen?«

Lambert setzt ihm die Situation noch einmal auseinander. Er hält seine Sätze simpel, Subjekt, Prädikat, Objekt.

»Und was sollen wir tun?« schreit Pembroke. »Verbindung aufnehmen – mit den Russen? Wir, hier?«

»Yes, Sir«, sagt Lambert.

»Sind Sie verrückt, Mann?« Pembrokes Stimme kippt über. »Nein, wir haben keinen sowjetischen Verbindungsoffizier beim Korps. Beim Armeestab dürfte einer sein, aber für so etwas ist der auch nicht zuständig. Armee müsste über Armeegruppe zum Obersten Hauptquartier gehen; dort werden sie, nehme ich an, einen Draht nach Moskau haben. Doch bevor das alles durch ist und der Rücklauf kommt, haben wir schon den nächsten Krieg.« Pembroke atmet schwer; so viele Worte, wegen so einer Lappalie.

Lambert schweigt.

»Lambert!« brüllt Pembroke. »Sind Sie noch da, Lambert?«

»Yes, Sir«, sagt Lambert und erkundigt sich vorsichtig, was er denn nun tun solle.

Major Pembroke, der meint, genügend gesagt zu haben, wird ungeduldig. »Sie sind an Ort und Stelle, Lambert. Also entscheiden Sie. Ende.«

Lieutenant Lambert legt den Hörer zurück auf das Gerät, sanft. Sergeant Whistler blickt ihn fragend an.

Lambert erhebt sich. »Sie zeichnen die Karten, Whistler. Also entscheiden Sie. Ende.«

Whistler holt eine 25-Cent-Münze aus seiner Hosentasche. »Kopf«, sagt er, »ist West, Wappen Ost.« Dann wirft er die Münze mit einer geschickten Drehung des Handgelenks in die Luft. Die Münze klirrt auf den Tisch, rollt noch ein kleines Stück und kippt um.

»Kopf«, sagt Lambert.

*Aufzeichnung Kadletz:
Anfänge*

Dauernd umgeben von den verschiedensten Geräuschen, sind wir uns, da werden Sie mir beistimmen, ihrer kaum je bewußt. Wirklich wahrnehmen werden wir sie nur dann, wenn wir aus einer inneren Unruhe heraus oder auch aus einer Art wissenschaftlichem Interesse unser Augenmerk auf sie richten oder wenn ein ungewöhnlicher Laut unser Ohr trifft, ein besonders schrilles Klingeln, ein Schrei, ein Krachen – oder wenn sie plötzlich aufhören. Ganz verstummen sie natürlich nie; immer bleibt ein fernes Echo, ein verhallender Schritt, oder war es der eigene, der die Stille, die da eingetreten ist, um so auffälliger werden läßt.

Frieden.

Nach wie langer Zeit... Denn wann dieser Krieg eigentlich angefangen hatte, das wußte schon keiner mehr so richtig, wahrscheinlich begann er bereits mit den Fackelzügen der Uniformierten durch die Städte des Reiches und mit den gellenden Aufrufen der Führer.

Frieden.

Und dann diese unvorstellbare Stille. Aber Sie haben das ja wohl selber miterlebt, wenn auch an anderem Ort und unter anderen Umständen. In der vergangenen Nacht, pünktlich um null Uhr, so hatten sie im Radio angesagt, waren die Feindseligkeiten eingestellt worden – Feindseligkeiten, was für ein außerordentlich zurückhaltendes Wort für so viel Blut. In solcher Stille ist man versucht, nachzudenken: wie alles war und wie es geschehen konnte, auch wie es gekommen sein mag, daß man selbst noch lebt, trotz Verhaftung, Verhören, Konzentrationslager oder, andersherum betrachtet, gerade deshalb. Das nie mehr, hatte Bertha mir gesagt, als ich von dort zurückkam, ich bin deine Frau, hatte sie gesagt, und ich verlange von dir, daß du dich von jetzt an ruhig verhältst, die haben die

Macht, das siehst du doch, und es kommt mir kein unbedachtes Wort mehr aus deinem Mund, nichts, was sie reizen könnte, du tust deine Arbeit, wenn du welche kriegst, und wartest, bis sie dich vergessen. Und es gab ja auch keinen mehr, mit dem zusammen sich etwas hätte unternehmen lassen, eine kleine Stadt, dieses Schwarzenberg, keine dreizehntausend Einwohner damals, jeder beobachtete jeden, nicht mal ein Gespräch kam zustande. Da sah ich schließlich ein, so schwer es mir auch fiel, daß Überleben alles war. Es war sogar eine revolutionäre Pflicht: überleben, bis der Tag käme.

Das Sonderbare war nur, ob Sie es mir nun glauben oder nicht, daß der Tag gekommen war, und ich wußte es nicht. Nur diese Stille war um mich, und ich fragte mich, wo sind denn auf einmal die Leute? Und in dem Moment sagte eine Stimme: »Sind Sie nicht Herr Kadletz?«

Der Fragesteller mußte mein Erschrecken wohl bemerkt haben, denn er lachte leise und sagte: »Was starren Sie so, ich bin kein Gespenst.«

Ich sehe ihn noch vor mir, wie er da stand, vor dem Haus am Marktplatz, dürre Silhouette gegen die hellgrauen blechernen Rolläden, die an dem Tag heruntergelassen waren und so die Kleiderpuppen hinter den Schaufenstern verbargen, und wie er sich auf das Mädchen an seiner Seite stützte, das merkwürdig geistesabwesend zu sein schien und nur lebendig wurde, wenn es ihn anblickte. Ich spürte, daß ich ihn eigentlich kennen mußte, aber in welcher Gestalt hatte ich ihn einst gekannt, gewiß nicht in dieser, mit dem schütterren, an den Schläfen schon ergrauten Haar und dem ausgezehrtten Gesicht, in dem die dunklen Augen wie die Höhlen in einem Totenschädel wirkten.

»Paula«, sagte er, »geh hin zum Herrn Kadletz und begrüß ihn.«

Das Mädchen löste sich von ihm und trat auf mich zu in ihren viel zu großen, abgetragenen Männerschuhen, auf welche die Hosenbeine in dicken Querfalten herabhingen, stellte den rechten Fuß hinter den linken und knickte vor mir mit einer Grazie, wie ich sie nur bei den Ballettänzerinnen gesehen habe, vor vielen Jahren einmal, in der Oper in Leipzig.

»Vielleicht heißt sie auch gar nicht Paula«, sagte er. »Vielleicht heißt sie Elisabeth oder Margit oder Undine; wer will das wissen.«

»Weiß sie es denn nicht?« fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. »Da war das große Feuer in Dresden«, sagte er, und nichts weiter, nichts darüber, was nun hätte folgen müssen: ob und wie er selbst in das große Feuer geraten war, und ob er Paula oder Elisabeth oder Margit oder Undine dort aufgegriffen hatte oder ob sie ihm zugelaufen war, und wo sie sich beide in der Zwischenzeit aufgehalten hatten. Statt dessen, und so als hätte er's erst jetzt entdeckt, betrachtete er unter rotgerandeten Lidern hervor das breite Ladenschild über den Rolläden, Goldbuchstaben auf schwarzglänzendem Glas, *Hermann Reichert, Herren- und Damenkonfektion*, und mir fiel das Schild ein, das früher dort gehangen hatte, vor der Nacht, in der die Schaufensterscheiben zertrümmert wurden, ein ganz ähnliches Schild, nur lautete der Name des Besitzers anders, nämlich Noah Wolfram, und in dem Augenblick wurde mir klar, wer da vor mir stand, den Arm schützend um die Schultern des offensichtlich gemütsgestörten Mädchens gelegt: der Max, der junge Wolfram, der vor vierzehn Jahren aus dem Haus hier am Marktplatz von Schwarzenberg fortging, nach Berlin, um dort Philosophie und Sozialwissenschaft zu studieren.

Also auch einer, der's überlebt hatte. Was sagt man so einem Menschen, an so einem Tage?

Er war weltgewandter als ich, wie er denn überhaupt sich meistens als klüger und weitsichtiger erwies als die anderen. Er umging die Wiedererkennungsszene, indem er sagte: »Ja, der Herr Reichert. Ich hoffe, es ist ihm wohl bekommen.«

»Warum läuten Sie nicht an seiner Tür?« sagte ich. »Verlangen Sie, daß er Ihnen die Differenz erstattet zwischen dem wirklichen Wert des Ladens und dem, was Reichert Ihrem Vater seinerzeit gezahlt hat, nach der Kristallnacht, und nachdem man Ihrem Vater das Haar geschoren und ihn auf den zweirädrigen Karren gesetzt hatte, den Ihre selige Mutter dann den Marktplatz hinauf und durch die Straßen gezogen hat, weil sie ihren Mann nicht allein lassen wollte in einer solchen Stunde, und dabei war sie selbst gar nicht jüdisch gewesen.«

Der Max krümmte sich wie im Schmerz. Offenbar hatte er diese Einzelheiten nicht gekannt. Ich dachte, nun wird er doch bei Reichert an der Tür läuten, aber er sagte: »Wie soll einer zahlen für zwei Menschenleben, und in welcher Währung bitte?« Und dann: »Glauben Sie nicht, Herr Kadletz, daß es jetzt Wichtigeres zu tun gibt, als mit einem Mann wie Reichert abzurechnen?«

Wichtigeres, dachte ich. Gewiß. Reichert war ja nur einer von den Kleinen gewesen, ein Nutznießer, kein Täter. Wichtiger, dachte ich, sind der Ortsgruppenleiter Lippold und der Bürgermeister Dr. Pietzsch und der dicke Scharsich, der Gestapo-Chef, der mir zwei Zähne ausschlug, und der Herr Direktor Münchmeyer, dem die Werkzeugmaschinenfabrik am Orte gehörte und der in diesen Jahren, begünstigt von seinem Freunde Mutschmann, das Geld nur so gescheffelt hatte.

»Das Wichtigste«, sagte Wolfram, als hätte er meine Gedanken gelesen, »das Wichtigste in diesem Augenblick ist die Macht.«

Das Wort Macht, wie Sie wissen, kann in den Köpfen der Menschen sehr verschiedenartige Assoziationen erzeugen, je nachdem, wie man zu ihr steht. In der Zeit, die an dem Tag endete, von dem ich Ihnen gerade berichte, erschien sie in meiner Vorstellung meistens als ein Paar Schaftstiefel, die einen Grashalm zertreten; aus Wolframs Mund aber klang das Wort bereits anders und rief andere Bilder hervor, hatte wohl auch eine andere Bedeutung.

»Die Macht«, verkündete er, »liegt auf der Straße.«

Ich blickte unwillkürlich hinüber zum Ratskeller, wo gestern noch die Kommandostelle des Generals von Trierenberg gewesen war, mit bewaffneten Posten und geparkten Kübelwagen und Meldern, die auf Krafrädern herbeigebraust kamen; jetzt war der Eingang verschlossen und vergittert, und hinter den Fenstern rührte sich nichts.

»Man muß sie nur ergreifen, die Macht!« forderte er mit plötzlicher Intensität; dabei bildeten sich rote Flecken auf der Haut über seinen hervorstehenden Wangenknochen.

Als ob er irgend etwas ergreifen, geschweige denn festhalten könnte in seinem Zustand. »Kommen Sie doch erst einmal mit zu mir, Herr Wolfram«, schlug ich vor, »die Kleine auch.« Zugleich

überlegte ich, was wir denn überhaupt in der Küche hätten, Bertha und ich, daß ich es wagen konnte, ihr auch noch Fremde ins Haus zu bringen. Im März und April schon war das dem Menschen laut Lebensmittelkarte Zustehende nicht mehr geliefert worden, nicht einmal dieses wenige, und wer keine Beziehungen zum Bauern und nichts von Wert zu verschuern hatte, der hungerte eben.

Er setzte sich taumelnd in Bewegung; Paula, oder wie sie auch heißen mochte, stützte ihn wieder, von rechts, während ich seinen linken Ellbogen nahm. »Das ist das Fieber«, entschuldigte er sich, »die Nächte da oben in den Wäldern waren doch noch recht kalt...« Und mit einer Kopfbewegung zu dem Mädchen hin: »Sie hat mich gewärmt, und sie brachte auch immer etwas Eßbares angeschleppt, sie hat eine Nase dafür, wo etwas zu finden ist, und stiehlt hervorragend.«

Der anerkennende Ton schien bis in ihr Bewußtsein zu dringen; die starren Gesichtszüge belebten sich, und sie stieß kleine juchzende Laute aus. »Gute Paula«, sagte er, »brave Paula.« Aber da hatte sie sich schon abgewandt und blickte wieder stumpfsinnig vor sich hin. Es fiel mir schwerer, als ich erwartet hatte, ihn bis zu meiner Wohnung zu bringen, trotz Paulas Hilfe. Seine Glieder bewegten sich wie die einer an zu losen Schnüren geführten Marionette; bei jeder Steigung des Weges lief ihm der Schweiß übers Gesicht; und am Ende mußte ich ihn fast tragen, indem ich seinen Arm mir über die Schulter legte. Warum, fragte ich mich, bemühe ich mich so um ihn? Ich war ihm in keiner Weise verpflichtet; auch seinem Vater nicht, der zwar schließlich Selbstmord begangen hatte, mit dem ich jedoch weder durch Freundschaft noch durch andere Beziehungen verbunden gewesen war und den ich in meiner Schubkastenmentalität sogar der Klasse der Ausbeuter zugerechnet hatte, bis ich ihn dann halb betäubt auf jenem Karren sitzen sah. Warum also? Im nächsten Moment aber wies ich meine Bedenken erschrocken von mir: Wie weit hatten die Menschen sich in der schrecklichen Zeit, die nun hoffentlich hinter uns lag, voneinander entfremdet, daß ein bißchen Menschlichkeit schon Selbstüberredung erforderte?

Hier an diesem Tisch, an dem wir jetzt sitzen, Sie und ich, saßen

wir an dem Tag auch; es hat sich vieles verändert in meinem Leben, und ich sehe vieles anders als damals, gerade in bezug auf Max Wolfram; aber das Äußerliche ist geblieben, die Möbel, die alte Tapede, der Vorhang. Bertha, meine Frau, hatte nach dem ersten Schock über die unerwarteten und wenig erwünschten Gäste doch eine Mehlsuppe zustande gebracht, sogar mit etwas Fett darin, und stand nun mit dem Rücken gegen die Anrichte dort drüben gelehnt und sah den zweien beim Essen zu, Wolfram, dem der volle Löffel in der Hand zitterte, und dem Mädchen, das sich den seinen in regelmäßigem Rhythmus in den Mund schob.

Dann klingelte es an der Wohnungstür. Bertha wurde fahl, und ich wußte, was ihr durch den Kopf schoß, denn auch ich hatte im ersten Moment den gleichen Gedanken gehabt: die Polizei. »Bertha«, sagte ich, »beruhige dich; das ist vorbei; sie haben die Macht nicht mehr. Geh, mach die Tür auf.«

»Die Macht«, wiederholte Wolfram seine Formel, »liegt auf der Straße.«

Der Mann, der geklingelt hatte und nun, schwer und bedächtig, in die Stube trat, hieß Kiessling, Fritz Kiessling; jetzt wohnt er in Aue bei seiner Schwester; wenn Sie wollen, können Sie ja auch zu ihm hingehen mit Ihrem Tonbandgerät und sich seine Erlebnisse berichten lassen. Kiessling also kam herein und sagte, gerade als hätte er Wolframs Worte gehört: »Den Scharsich haben sie erschlagen. Oben vor seiner Villa, gerade wie er gewollte: Fremdarbeiter, sagen die Leute.«

»Der Scharsich«, erläuterte ich Wolfram, »hat hier in Schwarzenberg die Gestapo geleitet«, und ich stellte mir den Dicken vor, wie er dalag, die wasserblauen Augen hervorquellend über den grauen, wulstigen Backen, und das Blut auf dem Trottoir; ich bin ja mehr für das ordentliche Verfahren, aber wahrscheinlich hätte er dem Richter, wenn es je einen solchen gäbe, in aller Aufrichtigkeit erklärt, wie er nur seine Pflicht getan, ein Beamter, Dienst ist Dienst.

»Und was jetzt?« fragte Wolfram und legte seinen Löffel zurück auf den leer gegessenen Teller. »Ergreifen wir nun die Macht?«

»Da ist doch wohl noch der Russe«, sagte Kiessling, »oder der Amerikaner. Einer von beiden wird bald genug hier sein.«

»Und was, wenn keiner von ihnen käme?« sagte Wolfram und zu dem Mädchen: »Geh hin zu dem Herrn und begrüß ihn.«

Paula erhob sich gehorsam, trat vor Kiessling, placierte den rechten Fuß hinter den linken und knickte auf ihre so graziös anmutende Weise. Kiessling runzelte die Stirn: anscheinend waren hier alle verrückt, auch Bertha und ich, die wir uns mit solch absonderlichen Wesen abgaben, und an einem solchen Tage.

Er war, wie man so sagt, ein Toter auf Urlaub. Der Spruch war lange schon gefällt, die Stimme des Vorsitzenden gezügelt, unterbetont, dennoch mitbebend in ihr der Widerwille gegen den Angeklagten, und lange schon hockte er in dieser Zelle, aus der nur ein Weg hinausführte: hin zum Schafott. Wie oft kann der Mensch sterben? Der Tod selbst ist eine momentane Sensation, danach die Schwärze, das Nichts; das Sterben findet vorher statt, in den Schichten des Bewußtseins, die wiederum auf die einzelnen Organe einwirken, auf Herz, Pankreas, Galle, Blase, Darm, vor allem Darm; welch unglaubliche Mengen hatte er aus sich herausgeschissen in jenen Nächten des Grauens, woher nahm sein Körper das!

Und dann der stellvertretende Staatsanwalt, morgens um vier, jedesmal kam er morgens um vier, die Schläge der Gefängnisturmuhre kaum verhallt: *Die Vollstreckung ist verschoben.*

Auf wann? – Nie eine Antwort.

Er tobte, schrie Unverständliches.

Der Staatsanwaltsvertreter zog sich zurück, indigniert. Der Wärter blieb noch einen Moment, drohte irgendwelche Strafen an, lächerlich, womit noch konnte man ihn bedrohen, schließlich sagte er: Seien Sie doch froh, Wolfram!

Worauf die Erschöpfung einsetzte, innere Leere, alles in ihm sackte zusammen. Und doch kam der Schlaf nicht, nur der Schmerz dauerte an, der wahnsinnige Druck unter Schläfen und Augen und auf die Brust, so als zöge ein eiserner Reifen sich um seine Rippen zusammen.

War da einer, der sich das ausgedacht hatte, diese exquisite Quälerei? Oder gab es tatsächlich in der bröckelnden Bürokratie noch Gruppierungen, die einander bekämpften und in deren Auseinandersetzung das Leben des Verurteilten irgendwie von Wichtigkeit

war? Von Wichtigkeit in dieser Zeit, in der alles bereits zusammenstürzte? Oder vielleicht gerade in dieser Zeit?

Er suchte sich zu erinnern. Wen gab es, der ein Interesse an seinem Schicksal haben könnte, an seinen Ideen, seiner Arbeit? Doch diese sämtlich nicht, deren Denken nicht weiter reichte als ihre stupiden Machtgelüste. Wer hatte damals das Manuskript in die Hände bekommen, und wer war bestellt worden, es zu beurteilen, *Soziale Strukturen der Zukunft*, Untertitel: *Vergleichende Studie utopischer Gedankengänge*? Professor Pfeleiderer? Oder der Dr. phil. Benedikt Rosswein, der dann den steilen Aufstieg bei der SS machte, nachdem er mit plumpen, bösen Worten das noch unveröffentlichte Buch als ein jüdisches Machwerk verdammt hatte, verfaßt in der Absicht, die Ideale des neuen Staates auf listige Weise in Frage zu stellen und zu subvertieren? Oder noch andere?

Natürlich waren die *Strukturen* mehr als eine vergleichende Studie gewesen, mehr als eine der üblichen wissenschaftlichen Schriften, die sich mit Aufzählungen und einem geringen Quantum von Interpretationen begnügten; es war ein Programm geworden, entwickelt in der unmöglichsten Periode der Weltgeschichte, da auf allen Seiten, diesseits und jenseits der Ozeane, die Menschen sich anschickten, einander in ihrem Blut zu ertränken, ein Programm, an dem sein Hirn, wie ein Kreisel, der nicht aufhören konnte, sich zu drehen, noch hier in dieser Zelle arbeitete, Staaten erdenkend, in denen die Vernunft regierte, mit Verfassungen, die die Freiheit des Menschen und sein Glück für alle Zeiten garantierten.

Der letzte Aufschub war vor fünf Tagen erfolgt; bald würde es wieder heißen, er möge sich vorbereiten. Es schien da einen Turnus zu geben, nach dem das Spiel vor sich ging, Druck und Gegendruck noch angesichts des von Ost und West her vordringenden Feindes, über dessen Bewegungen der Wärter gelegentlich seine Bemerkungen machte, wobei er stets hinzufügte: »Da werden wir denn doch bald an die Reihe kommen«, leider aber im unklaren ließ, ob das *Wir* sich auf die noch verbliebenen Teile des Reichs, die Stadt Dresden, dieses Gefängnis oder auf ihn, Max Wolfram persönlich, bezog. Auf jeden Fall, so schien es ihm, konnte das Wechselspiel bei dem allgemeinen Auflösungszustand nicht lange mehr andauern; und alles

hing davon ab, welches sein Status sein würde, wenn das Räderwerk rasselnd zum Stillstand kam, und auf welches Feld der Zeiger gerade wies: Aufschub oder Exekution.

Auf Exekution, wie sich herausstellte. Schon der Kalfaktor, der ihm die magere Ration durch die Klappe in der Tür zuschob, flüsterte davon; dann kam der Wärter, umständliches Klirren der Schlüssel, und teilte, kaum in der Zelle, mit, ja, nun wär's wohl soweit, der Galgen stünde schon, es würden ihrer zweie sein diesmal, er und ein gewisser Röhricht, gleichfalls Hochverrat, es würde ihm aber noch offiziell verkündet werden, und der Pfarrer würde auch noch mit ihm sprechen und ihn trösten wollen; ob er Papier und Stift gebrauchen möchte, ein Abschiedsbrief vielleicht, obwohl er doch schon mehrere geschrieben habe bei vorigen Gelegenheiten, welche alle wohlverwahrt im Büro beim Herrn Direktor lägen, bereits zensiert, und auf ihre Absendung warteten.

Danke, sagte er, es gäbe nichts mehr zu schreiben, und spürte wieder das Würgen im Halse und wie ihm die Knie schlotterten, zugleich aber schien es ihm, daß beides geringer sei als letztes Mal; schon daß er beobachten und sich mit dem Grad seiner Panik befassen konnte, war ein Beweis dafür, daß diese Panik ihn nicht mehr ganz und gar beherrschte; es blieb da Raum zum Denken: wie bedauerlich und zugleich grotesk es doch war, daß er, mit all den Alternativen zur Verbesserung der Welt im Kopf, nach dem Zusammenbruch dieses idiotischen Staates nicht mehr vorhanden sein würde; Raum auch, äußerliche Erscheinungen wahrzunehmen, die plötzliche Taghelle, nein, Helle greller noch als der Tag, in der vergitterten Luke, das schrille Winseln der Sirenen und gleich darauf das tiefe Dröhnen der Bomber, das Rattern der Flak, die dumpf krachenden Explosionen. Wo war der Wärter hingegangen? Die Tür stand offen, niemand blockierte die Öffnung, doch vergingen Sekunden, wie viele, wußte er nicht, bis das Hirn dies alles registrierte; inzwischen füllten die Gänge sich mit Rauch, der staubig stinkend ihm in die Zelle drang; das Gebäude erbebt, einmal, zweimal, Risse wucherten in der Decke, überall knisterte es, Schreie drangen ans Ohr, an den Türen wurde gerüttelt, und dann, betäubende Welle, die Hitze, die ersten Flammen, steil und schwefelgelb. Er durchlief

Korridore, in denen es gellte und jammerte, stolperte Treppen hinab, durch deren schwankendes Gerüst Feuer züngelte, geriet in Labyrinth, in denen immer wieder Gitter glühten; da und dort, wie Silhouetten, Gestalten, ob Sträflinge, ob Wärter, sie unterschieden sich nicht; einer wälzte sich, bereits brennend und heulend wie ein Tier, auf zementnem Boden; anderswo hatten sich welche ineinander verkeilt und schlugen aufeinander ein; jemand begann zu schießen, es klang unernst, lachhaft im Donner der immer noch detonierenden Bomben, der berstenden Pfeiler, der in sich zusammenstürzenden, rauchenden Wände.

Er kauerte, gekrümmt wie ein Fötus, unter einem Stück steinernen Bogengewölbes, ringsum der Dampf und die Flammen; der Galgen stand schon, war ihm gesagt worden; nun stand auch der Galgen nicht mehr, nichts stand mehr, und dennoch war der Tod gekommen, nicht der erwartete, ein anderer, aber nicht gar so viel anders, Erstickung so oder so, ein Toter auf Urlaub, wie oft kann der Mensch sterben?

Oder doch noch einmal ein Aufschub?

Er hob den Kopf, erkannte, über die Trümmer hinweg, ein Stück Himmel, schaurig rot, aber zweifellos Himmel, bis schwärzliche Schwaden, windaufgewühlt, den Ausschnitt wieder verdeckten. Mit letzter Kraft, nur wann ist des Menschen Kraft je seine letzte, raffte er sich auf, zog sich in die Höhe, kletterte über Geröll, das ihm Kleidung und Haut versengte, kroch mit blutenden Händen und Knien aufwärts, aufwärts, erklimmte eine Art Gipfel und brach zusammen.

Als er zu sich kam, war das Mädchen bei ihm: unter wirrem Haar ein rußgeschwärztes Gesicht, im lodernden Licht ringsumher die starren Züge zu gespenstischem Leben erweckt. Sie hatte fast nichts am Leibe, ein baumwollenes Hemd, zerschlissen; die nackten Füße bluteten. Sie schüttelte ihn wieder, stieß heisere Laute aus, deren Bedeutung er nicht verstand. Ein Tosen war um sie beide, ein wilder Orgelton: ein riesiger Sturmwirbel, heiß und funkenerfüllt, trug brennende Äste, Tapetenfetzen, Bilderrahmen, ein Kinderwagenverdeck mit sich in die Lüfte und säte neue Flammen überall. Wolfram sah die Stadt, die schon keine mehr war, orangene Zungen aus schwarzen Türmen, der Fluß ein feuriges Band. Er sah die weit auf-